

Tagungsberichte

Jeremia Herrmann

Wer mit wem wozu? Netzwerke in der Wissenschaft

Bericht zur Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 29. Januar 2016 im Glaspavillon der Universität Duisburg-Essen



Prof. Dr. Anne Schlüter



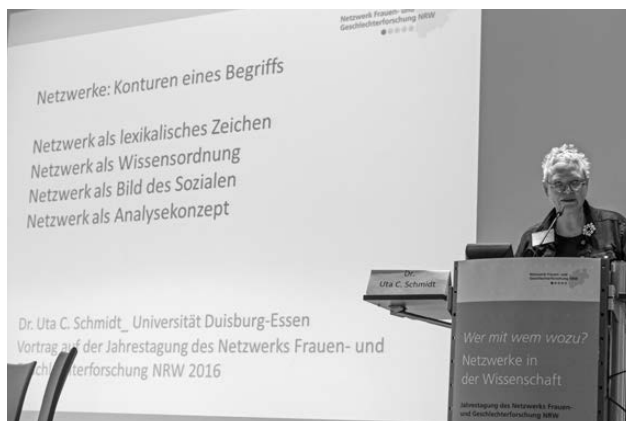
Kanzler Dr. Rainer Ambrosy (Beide Fotos: Bettina Steinacker).

Die Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW fand am 29. Januar 2016 im Glaspavillon der Universität Duisburg-Essen statt. Unter dem Titel „Wer mit wem wozu? Netzwerke in der Wissenschaft“ setzten sich ca. 150 Teilnehmerinnen und Teilnehmer anhand vielfältiger Perspektiven mit dem *Netzwerk* auseinander, einem Grundprinzip moderner Organisationen und Lebensformen. Dabei richtete sich der Fokus auf die Sphäre der Wissenschaft und wie diese auf funktionierende Netzwerke angewiesen ist. Wie auch in den einleitenden Begrüßungsworten deutlich wurde, stand nicht allein die fachliche Beschäftigung im Mittelpunkt der Jahrestagung. Neben dem sehr intensiven, vielfältigen und teilweise kontroversen Austausch rund um die Vorträge und Diskussionen wurde mit der Wahl des Tagungsthemas gleichzeitig ein besonderer Dank an Prof. Dr. Anne Schlüter für die vielen Jahre ihres aktiven Einsatzes für die Netzwerkarbeit in der Frauen- und Geschlechterforschung ausgesprochen.

Als Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW eröffnete *Anne Schlüter* die Veranstaltung. In ihren einleitenden Worten wies sie auf die beiden zentralen Aspekte der

Tagung hin: die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Thematik des Netzwerkens auf der einen und die Möglichkeit, aktiv an diesem Prozess teilzuhaben und bestehende Netze zu pflegen sowie neue zu knüpfen, auf der anderen Seite. Für sie bedeutete die Tagung auch eine Reise in die eigene Netzwerkgeschichte, die sie bewegt hat. Die Gründung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW sei eine Reaktion auf die ‚old-boys‘-Netzwerke der Vergangenheit gewesen und war immer mit einer politischen Agenda verbunden. Und auch heute braucht ein Netzwerk konkrete Ziele.

Dass die Entwicklung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW von einem ständigen Anwachsen der Mitgliederzahlen geprägt ist, zeigte sich im anschließenden Beitrag von *Dr. Beate Kortendiek*, der Koordinatorin des Netzwerks. Denn Kortendiek begrüßte an diesem Tag vier der zehn neuen Netzwerkprofessor_innen, die über das Landesprogramm „Geschlechtergerechte Hochschulen“ gefördert werden. Sie dankte Dr. Uta C. Schmidt für die Erarbeitung der Studie „Netzwerke im Schnittfeld von Organisation, Wissen und Geschlecht“, die den Tagungsbeiträgen zugrunde lag und die Anne Schlüter anlässlich ihres 65. Geburtstags sowie als Dank für ihr langjähriges Engagement gewidmet ist. Als Repräsentant der Universität richtete der Kanzler *Dr. Rainer Ambrosy* einige Worte an die Teilnehmer_innen der Tagung. Dabei berichtete er, wie er sich bei der Lektüre der Netzwerk-Studie selbst als Mitglied von sogenannten ‚old-boys‘-Netzwerken ertappt habe. Entsprechend glücklich sei er darüber, dass Institutionen wie das Netzwerk FGF existierten und dazu beitrügen, diese ungleichen Verhältnisse zu verändern. Zudem sei er stolz darauf, dass das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der Universität Duisburg-Essen angesiedelt sei und diese somit als einen Ort des Netzwerkens, aber auch der Geschlechterforschung profilieren. Über Publikationen wie den „Gender-



Dr. Uta C. Schmidt (Foto: Bettina Steinacker).



Nadine V. Kegen (Foto: Karin Kress).

Report“, der von der Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW laufend erstellt wird, könne die Diskussion um Geschlechtergerechtigkeit in die Hochschulen getragen werden.

Im ersten inhaltlichen Panel des Tages mit dem Titel „Netzwerke als Ordnungsprinzip“ wurde auf die grundlegende Struktur von Netzwerken eingegangen. Insbesondere wurde die Frage aufgeworfen, wie Netzwerke in der Lage sind, trotz ihres geringen Institutionalierungsgrades eine bemerkenswerte Stabilität aufzuweisen.

Für eine erste Einführung in den Begriff des Netzwerks sorgte *Uta C. Schmidt*. Ihrem Vortrag lag die Idee einer Denaturalisierung des Netzwerkmodells zugrunde, das Aufzeigen der historischen Verfasstheit eines heute alltäglichen Prinzips, um einen reflektierten Umgang mit demselben zu ermöglichen. Dazu stellte Schmidt heraus, wie sich das Netzwerk als eine neue Denk- und Ordnungsstruktur etabliert habe. Die Vorstellung von Netzwerken als Wissensordnung sei zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgekommen, als sich die hohe Komplexität der Artenvielfalt im Bereich der Biologie nicht mehr als eine lineare Naturgeschichte nachvollziehen ließ und alternative netzwerkartige Ordnungen entworfen worden seien. Ähnlich habe sich die Verbreitung von Entdeckungen wie dem Blutkreislauf oder von Innovationen wie den elektronischen Netzen ausgewirkt, die dazu geführt habe, dass sich das Soziale zunehmend in Netzwerkbildern vorgestellt werden könne. Auch analytisch sei die Idee des Netzwerks aufgegriffen worden. So begreife Simmel die Gesellschaft als ein Geflecht, das der Soziologie die Aufgabe stelle, es zu untersuchen. Diese Entwicklungen hätten letztlich dazu geführt, dass das Netzwerk heute als ein grundlegendes Erklärungsmodell für moderne individualisierte Gesellschaften gelte. Schmidt betonte, dass es wichtig sei, Netzwerke als historisch bedingte Kulturtechnik zu begreifen, um deren zweiseitige Durchdringung reflektieren zu

können. Sie böten zum einen ein Moment der utopischen Entgrenzung, wiesen zum anderen aber zugleich Kontrollmechanismen auf. In der anschließenden Diskussion wurde auf das Potenzial von Netzwerken als mögliche Räume für neue Formen der Macht ohne starre Hierarchien eingegangen, das jedoch durch den zunehmenden Zwang zur Verrechtlichung und Institutionalisierung abgeschwächt werde.

Der Beitrag von *Prof. Dr. Susanne Maria Weber* befasste sich mit Plattformen als einer spezifischen neuen Form von Netzwerken sowie mit deren Verhältnis zum Diversity-Konzept. Ausgangspunkt war die Forderung vonseiten der EU nach einem neuen Forschungsparadigma, demzufolge Wissenschaft im Dienste der Gesellschaft und im Besonderen der wirtschaftlichen Innovation stünde. Dabei würden Konzepte wie Transdisziplinarität, Lösungsorientierung und die Einbeziehung von vielfältigen Stakeholdern in den Vordergrund rücken. Darauf aufbauend beschrieb Weber, wie Diversity in verschiedenen Plattformstrategien verstanden und umgesetzt werde. In einer Dreiteilung unterschied sie zwischen einem funktionalen Verständnis von Diversity in ökonomischen Plattformen, einem normativen Verständnis in politischen Plattformen und einem analytischen Verständnis in an Nachhaltigkeit orientierten Plattformen. Die dritte Auffassung von Diversity, die sich weder an einer individualisierten Nützlichkeit noch an einer politischen Legitimation orientiere, müsse aber erst noch als eine Plattform kritischer Wissenschaft etabliert werden. Inwiefern durch eine Implementierung von Diversity die Problemlagen der Kategorie Geschlecht nicht in den Hintergrund gedrängt würden, war eine Frage in der aufkommenden Diskussion. Darauf entgegnete Weber, dass es um den richtigen Umgang mit diesem Konzept ginge und dass dessen Potenzial zur Umformung und Kritik genutzt werden müsse. Das könne aber nur im Rahmen einer autonomen Forschung geschehen, die nicht als funktional aufgefasst werden dürfe.



Podiumsgespräch (von links nach rechts): Prof. Dr. Anja Seng, Prof. Dr. Anne Schlüter, Dr. Uta C. Schmidt, Ulrike Roth, Dr. Patricia Aden. (Foto: Bettina Steinacker).

Als ehemalige Gleichstellungsbeauftragte der Universität Zürich hielt *Dr. Elisabeth Maurer* einen stärker praxisorientierten Vortrag, in dem sie auf Herausforderungen von Networking und Gender an Hochschulen einging. Diese betrachtete sie vor dem Hintergrund knapper zeitlicher Ressourcen, da sich wissenschaftliche Karriere und private Lebensplanung für Frauen weiterhin nicht vereinbaren ließen. Die Ansprüche der ‚Akademischen Uhr‘ und der ‚Lebensbahn-Uhr‘ könnten nicht problemlos in Einklang gebracht werden. Während auf der einen Seite die Einhaltung institutioneller Zeitvorgaben und die Pflege von akademischen Netzwerken notwendig seien, würden auf der anderen Seite ein flexibler Umgang mit Zeit und die Pflege privater Netzwerke eingefordert. Diese Unvereinbarkeit betrifft vor allem Frauen, da für sie sowohl erschwerte akademische Zugänge als auch höhere Anforderungen in Bezug auf Betreuungsaufgaben bestehen würden. Maurer erarbeitete zwei Grundvoraussetzungen, deren Umsetzung notwendig wäre, um diesen Widerspruch zu entkräften. Es müsse sowohl die Forderung nach Exzellenz hinterfragt als auch die herkömmliche Normstruktur angepasst werden. Maurer sprach sich für eine Flexibilisierung struktureller Rahmenbedingungen hinsichtlich flexibler Präsenzzeiten und innovativer Arbeitszeitmodelle aus. Im Rahmen der Diskussion ließ sich ein verstärktes Interesse an konkreten Ideen zur Umsetzung alternativer Arbeitszeitmodelle bemerken. Ein von Maurer vorgebrachter Vorschlag war die Einführung von Twin- oder Teilzeit-Professuren, bei denen sich zwei Personen für einen festgelegten Zeitraum eine Professur teilen würden. Gleichzeitig wurde jedoch kritisiert, dass durch den Fokus auf die Zeit- und Care-Perspektive andere zentrale Elemente für die Ungleichbehandlung von Frauen an Universitäten vergessen werden.

Unter der Moderation von Uta C. Schmidt waren im Rahmen des zweiten inhaltlichen Programmpunkts der Tagung Expertinnen aus

verschiedenen Disziplinen und Generationen zu einem Podiumsgespräch geladen und wurden zu ihren Erfahrungen und Einschätzungen befragt. *Dr. Patricia Aden*, erste Vorsitzende des Deutschen Akademikerinnenbundes, berichtete, wie der Akademikerinnenbund als Zusammenschluss von Studentinnen entstand. Frauen waren an Universitäten noch 1926 gezwungen, den Hintereingang zu benutzen, und hatten keinerlei Möglichkeit, an männerbündischen Treffen, wie beispielsweise an sogenannten Whiskey-Abenden, teilzuhaben. Um ein weiblich-akademisches Lebensumfeld zu entfalten, wurden eigene Treffen geplant und sich gegenseitig Unterstützung zugesichert. Einen anderen Impuls setzte die Kommunikationswissenschaftlerin *Ulrike Roth* mit dem Fokus auf soziale Netzwerke wie Facebook und beschrieb deren Einfluss auf das ‚Coming-out‘ in queer-lesbischen Lebenswelten. Sie verdeutlichte, dass soziale Netzwerke als Raum des Austauschs von Ratschlägen und Erfahrungen fungieren. Aus einer politischen Perspektive gab *Anne Schlüter* einen Einblick in ihre Erlebnisse im Zusammenhang mit der Gründung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Aus dem Impuls heraus, die eigene Situation als Frauen an der Hochschule zu verbessern, sei es gelungen, die Position der „unterdrückten Talente“ zu verlassen und eine eigene Lebenswelt an den Universitäten zu etablieren. Es wäre daher nicht sinnvoll gewesen, eine Verbandsstruktur zu entwickeln, da der Wunsch bestand, an den Universitäten anzukommen und nicht sie zu verlassen, um die Verbandsarbeit zu stärken. Anne Schlüter hob hervor, dass sich die Universität nur durch frauenpolitische Forderungen, die immer das Geschlechterverhältnis im Blick hatten, zum Ort für Frauen transformieren konnte.

Ihre Bestrebungen und Erfahrungen im Zusammenhang mit Netzwerken im Bereich der Betriebswirtschaftslehre schilderte *Prof. Dr. Anja Seng*.

Sie beschrieb die beiden Bereiche, in denen Netzwerke dort relevant sind: in der Organisationslehre einerseits und als Instrument zur Förderung von Karriereplänen andererseits. Da die Beschäftigung mit Gender und Diversity in der BWL noch nicht stark ausgeprägt ist, wäre insbesondere die Förderung von Netzwerken unter Nachwuchswissenschaftlerinnen wichtig. Im Mittelpunkt der sich anschließenden lebhaften, aber auch kontroversen Diskussion standen Auseinandersetzungen um grundlegende Fragen der Geschlechterforschung. Im Besonderen wurde darum gestritten, inwiefern sich ‚die Frauen‘ als eine homogene Gruppe repräsentieren lassen, welche Form von Ein- und Ausschlüssen dabei stattfinden können und wie entsprechend gemeinsame Ansprüche und Forderungen formuliert werden können. Einen ersten Anstoß dazu gab der Einwurf der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Duisburg, Doris Freer, die fragte, ob die „Charta der Vielfalt“ im Alltag nicht mehr Fluch als Segen sei, da sie in der betrieblichen oder kommunalen Anwendung gegen dezidiert frauenpolitische Forderungen eingesetzt würde. Auch wenn sich die Anwesenden einig waren, dass die „Charta der Vielfalt“ nicht uneingeschränkt positiv zu sehen sei, differierten die Begründungen für diese Einschätzung deutlich. Während einige Teilnehmer_innen ein Problem in der Vielzahl der angeführten Kategorien sahen, dadurch eine Verwässerung der Frauen- oder Geschlechterpolitik befürchteten und zu Teilen für eine identitäre Positionierung ‚von Frauen für Frauen‘ eintraten, bewerteten andere dies dagegen als Stärke der „Charta“, da sich nicht alle Frauen unter eine Kategorie fassen ließen und andere Gruppen der Gesellschaft ebenso diskriminiert würden. Dies wurde auch durch Wortbeiträge bestärkt, die deutlich machten, dass sich einzelne Teilnehmer_innen in einer frauenpolitischen Haltung nicht anerkannt fühlten. Aus dieser zweiten Position heraus wurde verstärkt die Marktorientierung des Diversity-Konzepts problematisiert. Ähnlich argumentierte Prof. Dr. Gabriele Dennert, die nach möglichen Risiken und Nebenwirkungen von Netzwerken fragte, da politische Ausrichtungen auf Kosten inhaltlicher Auseinandersetzungen vorgenommen würden. Ulrike Roth betonte, dass mit einer selbstreflexiven Einstellung starren Kategorisierungen so weit entgegengewirkt werden könne, dass kein ausgrenzendes ‚Wir‘ entstünde. Susanne Maria Weber führte diesen Gedanken fort, indem sie daran erinnerte, dass nicht mit Identitäten, sondern Identifikationen gearbeitet werden müsse und so Bündnisse geschlossen und Differenzierungen sichtbar gemacht werden

könnten. Die Diskussion konnte jedoch zeigen, dass diese Ansätze oft nicht ohne Weiteres in die Praxis übertragen werden können und dass Diversity-Konzepte und deren Umsetzung meist weit voneinander entfernt liegen.

Einen expliziten Fokus auf Netzwerke in der Geschlechterforschung legte das dritte Panel der Tagung. In ihrem gemeinsamen Beitrag gingen Dr. Julia Gruhlich und Prof. Dr. Birgit Riegraf der Frage nach, welche Bedeutung Netzwerke auf dem Weg zur Professur haben und wie sich dieser verändert hat. Sie stellten fest, dass trotz einer Vielfalt an Wegen einige biografische Vorkommnisse/Gegebenheiten immer wieder zu beobachten seien. So hätten Amtsvorgängerinnen als Vorbilder eine große Bedeutung für Nachwuchswissenschaftlerinnen, aber auch die Suche nach Austausch und dessen Verstetigung in netzwerkartigen Beziehungen seien zentrale Merkmale dieser Biografien. Diese starke Hervorhebung von Netzwerken steht nach Gruhlich und Riegraf in einem Zusammenhang zur besonderen Organisationsform von Universitäten. Durch die Autonomie von Forschung und Lehre würden sich Gefühle der Loyalität und Verpflichtung von der Organisation der Universität hin zur ‚Scientific Community‘ verschieben, in der Professor_innen als Gatekeeper eine herausgehobene Stellung einnehmen. Wie durch Netzwerke eine „Gegenmacht“ zu den ‚old-boys‘-Netzwerken‘ an Universitäten aufgebaut werden konnte, zeigten sie beispielhaft an der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Sie schlussfolgerten daraus, dass es ein Erfolg der Geschlechterforschung ist, sich im Rahmen der ‚Scientific Community‘ institutionalisiert zu haben. Zugleich sei die Geschlechterforschung trotz oder gerade wegen dieses Erfolgs immer wieder prekär und unsicher, da ihre Etablierung als Argument für ihre Bekämpfung genutzt würde. Darauf angesprochen, ob es neben den benannten Vorteilen von Netzwerken nicht auch Nachteile mit sich bringen würde, eine Gruppe zu konstituieren, ergänzte Gruhlich, dass durchaus auch Probleme mit einer zunehmenden Institutionalisierung einhergingen. Das Verstetigen von Netzwerken würde beispielsweise eine stärkere Homogenisierung nach sich ziehen, die dann Innovationen innerhalb des Netzwerkes verhindern könnte. Dadurch entstünden aber wiederum Räume für neue Netzwerke, die sich konstituieren könnten. Dass die Funktion von Netzwerken nicht auf die Wissenschaft beschränkt ist, zeigte Lina Vollmer in ihrem Vortrag. Sie stellte ihre Untersuchung zur Schnittstelle zwischen Geschlechterforschung und Gleichstellungsarbeit vor und bezog sich dabei auf die Anwendung des durch

Forschung generierten Genderwissens. Vollmer stellte fest, dass zwischen Erkenntniswissen und Praxiswissen ein Transferproblem besteht. Prinzipiell ist der Bedarf an Genderwissen im Bereich der Gleichstellungsarbeit hoch. So gaben 71 Prozent der Befragten in ihrer Studie an, sich über Genderwissen zu informieren. Das bedeutet aber auch, dass sich mehr als ein Drittel nie mit Genderwissen auseinandersetze. Innerhalb dieser Gruppe bestehe auch eine ablehnende Haltung gegenüber Erkenntnissen der Geschlechterforschung. Sie empfänden Genderwissen überwiegend als nicht hilfreich für die Gleichstellungsarbeit. Umgekehrt würden die Befragten, die Genderwissen besitzen, es als hilfreich für ihre Arbeit bezeichnen. Dadurch zeige sich auch, dass es in der Gleichstellungsarbeit genug Möglichkeiten gäbe, Genderwissen gewinnbringend anzuwenden. Mit Blick auf die ablehnende Gruppe der Befragten ließe sich konstatieren, dass Genderskepsis und Genderunkenntnis Hand in Hand gingen. Hier könnten Netzwerke ansetzen, um dieses Transferproblem zu beheben. In der sich an den Vortrag von Vollmer anschließenden Diskussion wurde deutlich, dass die bisherigen Formate des Austauschs nicht genügen, da die Erfahrungen in der Gleichstellungsarbeit und in der Geschlechterforschung stark differieren.

Im letzten Vortrag des Tages stellte *Dr. Nadine Kegen* ihre Forschung zur spezifischen Bedeutung und Entwicklung von Netzwerken für Spitzenforscherinnen vor. Meritokratie gilt in der Wissenschaft offiziell als das vorherrschende Bewertungsschema; Netzwerken ist jedoch eine mindestens ebenso große Bedeutung zuzusprechen wie eigener Leistung. Das ist für Frauen oft problematisch, da sie meist schlechter in wissenschaftliche Netzwerke eingebunden sind. Unter dieser Prämisse hat Kegen die subjektiven Wahrnehmungen zweier Spitzenforscherinnen untersucht, die unterschiedlich stark in dasselbe Netzwerk eingebunden waren. Dabei wurden zwei Praxen herausgestellt, die für den Erfolg in Netzwerken wichtig seien. ‚Kooperation‘ wird von beiden Forscherinnen als wichtig eingeschätzt und dabei ist das Geschlecht des_der Kooperationspartner_in nicht relevant. Die Praxis ‚Unterstützung‘ werde ebenfalls als wichtig eingestuft, werde aber positiver bewertet, wenn sie von einer Frau entgegengebracht wird als von einem Mann. Kegen führte das auf die unterschiedlichen Hierarchien in den entsprechenden Beziehungen zurück. Während Kooperation in beiderseitigem Einverständnis auf Augenhöhe geschehe, hätten Unterstützer_innen eine höhere Position inne, von der aus sie aktiv Hilfe leisten könnten. Dadurch bestünde im Falle von ‚Unterstützung‘ eine größere Möglichkeit, geschlechterhomogene Gruppen

zu fördern, weshalb Geschlechterungleichheiten eine stärkere Bedeutung zugesprochen werde. Die diesjährige Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW nahm das Thema Netzwerk auf vielfältige Weise in den Blick. In den Vorträgen und Diskussionen wurde deutlich, welche Bedeutung Netzwerken in zahlreichen Wissenschaftsdisziplinen sowohl unter fachlichen als auch insbesondere unter praktischen Gesichtspunkten zukommt. In ihrer aktuellen Konstitution ist Forschung und insbesondere Geschlechterforschung auf eine Strukturierung durch Netzwerke angewiesen. Jedoch wurde auch deutlich, dass eine intensive wissenschaftliche Netzwerkforschungsperspektive auf das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW in seiner Funktion als Netzwerk interessante Aufschlüsse hätte bieten können. Die lebendige Diskussionskultur rund um die verschiedenen Redebeiträge könnte beispielsweise in diesem Kontext Beachtung finden. Tagungen wie diese sorgen dafür, dass direkter fachlicher Austausch ermöglicht wird und Erfahrungen geteilt werden können. In diesem Zusammenhang wurde auch deutlich, dass es eine besondere Herausforderung darstellt, die verschiedenen Positionen der Geschlechterforschung gleichberechtigt zu integrieren. Insbesondere Vorträge jüngerer Wissenschaftler_innen und die Einbeziehung aktueller Debatten, beispielsweise hinsichtlich des kritischen Umgangs mit Kategorien wie Gender oder Intersektionalität, kamen nach Ansicht der jüngeren Generation zu kurz. Die Beiträge der Jahrestagung und die Diskussionen während des überaus lebhaften Tagungsgeschehens lieferten zahlreiche Anregungen – und darin zeigt sich gleichzeitig der Bedarf an weiterführenden Kooperationen und Diskussionen, den das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW produktiv aufnehmen kann.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/72410

URN: urn:nbn:de:hbz:464-20200728-163100-4



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Lizenz (CC BY 4.0) genutzt werden.